

# »Aber lachen konnte ich immer ...«

Adolf Endler im Gespräch

**Bernd Busch:** In einem kleinen Text, »Neunzehnhundertvierundvierzig«, schreiben Sie: mit elf oder zwölf Jahren hätten Sie Bomben- und Flaksplitter gesammelt und mit dreizehn seien Sie zum Sammler von Büchern geworden, die nach den Bombenangriffen auf Düsseldorf in den Trümmern schwelten. Aber Sie seien kein Feind der Bomberpiloten gewesen, sondern eher in Gedanken zu denen übergegangen, die Radio Moskau oder BBC London verbunden waren.

**Adolf Endler:** Ich bin geprägt worden von einem Kindheitserlebnis, das mich in der Nachkriegszeit von meinen Freunden oder Bekannten abgesondert hat. Meine Mutter war Belgierin. Es gab in Belgien eine Widerstandsbewegung, die wohl nicht sehr groß war, in der allerdings gleich drei Cousins meiner Mutter aktiv waren. Alle drei sind erschossen worden. Meine Mutter erfuhr das aus der damaligen sogenannten *Brüsseler Zeitung*, einer deutschsprachigen belgischen Zeitung, die meine Großmutter bezog. Das hat schon sehr früh ihre Haltung bestimmt, die sie auf mich übertragen hat, eine antihitlerische Einstellung.

Als die Amerikaner dann 1945 kamen, hing aus jedem Fenster ein Bettlaken heraus, als Zeichen der Kapitulation. Die Vorstellung, dass durch die Bombenangriffe der Widerstand der deutschen Bevölkerung gestärkt worden wäre, die kann ich überhaupt nicht bestätigen. Die Bevölkerung war kaputt, sie hat sich nur noch hingelegt und darauf

gewartet, dass alles vorbeigeht. Und ich war sowieso auf Seiten der Bomber, aber das ist eine andere Geschichte.

**Bernd Busch:** 1961 haben Sie in dem Gedicht »Uns überholte der Zugvögelflug« über die Zugfahrten aus dem »brennenden Düsseldorf« geschrieben. »Vor den Stadträndern floh unser glücklicher Zug«, heißt es dort, und dann: »Wir lachten über den Lastzug beladen mit klappernden Bahnen / Und klatschten dem Heizer / [...] / Doch es stürzte sich drei Mal auf uns wie hornissige Tiere / Mit eisernen Schwänzen Hämmerndes heiß auf Stein- damm und Strauch / Nach jedem Tiefangriff waren wir weniger Passagiere / Wir gruben den toten Lehrer aus der Wolke von Rauch / mit schon sachlichen Griffen«.

**Adolf Endler:** Das habe ich erlebt, allerdings sind in dem Gedicht zwei, drei verschiedene Situationen zusammengezogen. Wir sind mehrmals aus Düsseldorf ins Kinderlager verschickt worden, und dabei haben immer wieder Tiefflieger den Zug angegriffen. Das waren aber nicht die einzigen brenzligen Situationen, in die ich geraten bin. Ein anderes Mal ging ich auf offener Straße, und schon kam ein Tiefflieger und schoss auf mich. Ich habe mich dann hinter einen kleinen Stein gelegt, und die Vorstellung, der Stein könne mich schützen, hat mich wohl beschützt. Jedenfalls hat mich der Tiefflieger nicht getroffen. Auch Leichen haben wir ausgegraben, als Dreizehn- oder Vierzehnjährige. Das ist etwas, was man nie vergisst, diese kaputten Menschen.

Ich glaube schon, dass das Kriegserlebnis eine ganz wesentliche Rolle für mich gespielt hat. Friederike Mayröcker, die ja selbst zur Kriegsgeneration zählt, schreibt irgendwo, diese Generation kann nicht mehr lachen. Ich habe mich zwar durch Lachen gerettet, in der späten DDR durch Hohngelächter, aber ich verstehe, warum sie das sagt: Wer diesen Krieg als Kind erlebt hat, der kann nicht mehr so lachen wie andere. Man erlebt so viele Dinge der widerwärtigsten Art, das verlässt einen nie. Unsere ganze Generation hat dieses Kriegstrauma. Aber lachen konnte ich trotzdem immer ...

**Bernd Busch:** Dem Gelände Ihrer Kindheit, einer Industrielandschaft im Süden Düsseldorfs, haben Sie 1957/58 ein langes Gedicht gewidmet: »Dreieck, in dem ich wohnte: Düsseldorf«. Es geht zurück, so vermerken Sie in *Neblich*, auf zehn Jahre ältere Notizen, aus einer Zeit, als Sie – wie Sie sagen – mit dem Schreiben begonnen haben: die ersten Gedichte seien von Ihnen mit sechzehn aus der Walther-Rathenau-Straße 13 in die erst später etwas interessierte Welt geschickt worden. Was war das für eine Zeit für Sie, die ersten Jahre nach dem Kriegsende?

**Adolf Endler:** Diese frühe Nachkriegszeit war für manche eine Prüfung. Nicht für mich. Für mich war es die begeisterndste Zeit meines Lebens. Wenn Sie Leute nach den Jahren direkt nach dem Krieg fragen, dann hören Sie häufig: Was haben wir damals für einen Hunger gehabt. Ich erinnere mich, dass auch wir oft zum Bauern gefahren sind und Kartoffeln oder andere Lebensmittel geholt haben. Aber für mich war es vor allem die Zeit der vielen neuen Zeitschriften. Sie eröffneten mir eine ganz neue Literatur, die nicht in unserem Bücherschrank gestanden hatte. Es war wie eine Art Studium. Ich war nicht sehr gut in der Schule und habe es gerade bis zum sogenannten Einjährigen geschafft, dann sollte ich Buchhändler werden, bin dann Kranführer geworden und alles mögliche andere. Jedenfalls bin ich statt zur Schule lieber zu der von der britischen Besatzung eingerichteten Lesehalle DIE BRÜCKE am Düsseldorfer Bahnhof gefahren und habe die *Literarische*

*Revue* oder *Das Kunstwerk* gelesen. Ich habe heute noch drei Jahrgänge vom *Goldenen Tor*, der Zeitschrift Alfred Döblins. Vielleicht hat meine Mutter mir das Geld gegeben, oder ich habe es selbst verdient, ich weiß es nicht mehr, jedenfalls habe ich mir diese Zeitschriften gekauft. Das waren ungefähr dreißig Zeitschriften jeden Monat, auch wenn sie damals natürlich billig waren, kam doch einiges zusammen. In diesen Zeitschriften habe ich sie alle kennengelernt: Thomas Mann sowieso, Heinrich Mann, Elias Canetti, Robert Musil, Hermann Broch, das waren die Helden der *Literarischen Revue*, die seltsamerweise im *Goldenen Tor* nicht auftauchten, mit keiner Zeile. Bertolt Brecht war ein- oder zweimal im *Goldenen Tor* abgedruckt, aber Alfred Döblin hatte doch, glaube ich, seine Probleme damals mit anderen literarischen Größen, vor allem mit Thomas Mann.

Ich muss aber noch etwas anderes erwähnen, das meine Haltung damals bestimmt hat. Mein von meiner Mutter geschiedener Vater hat nach dem Krieg mehrere Fabriken aufgemacht, auch eine kleine für grüne Strohhüte, was aus Sentimentalität passiert ist, denn er kam aus dem Sudetenland. Dank seiner geschäftlichen und persönlichen Kontakte kamen zu ihm ständig Leute ins Haus, die nicht ganz stubenrein waren, ehemalige Nazis. Ich bekam durch diesen Umgang meines Vaters vorgeführt, was die KPD damals immer wieder betont hat: dass das ganze Wirtschaftswunder im Westen ohne die ehemaligen NSDAP-Wirtschaftler nicht funktioniert hätte. Das war in meinem Kopf und hat mich damals von der westdeutschen Gesellschaft entfernt.

Ich hatte schon kurz nach dem Krieg Beziehungen zum sogenannten Kulturbund. Das war, wie ich längst weiß, eine kommunistische Tarnorganisation. Aber ich war sowieso durch den Einfluss meiner Mutter und durch andere Erfahrungen dem Kommunismus eher zugeneigt als dem späteren Wirtschaftswunder in Westdeutschland. Als ich zum ersten Mal in der DDR war, habe ich mir gesagt: Das ist der Nachkrieg, so muss es aussehen, ärmlich und nicht so dicketuerisch, glitzerig wie

im Westen. So habe ich von vornherein ein relativ, das »relativ« muss ich hier betonen, positives Verhältnis zur DDR gehabt.

In Düsseldorf bin ich dann zu den Versammlungen der Kommunistischen Partei gegangen. Ich bin zwar nicht in die Partei eingetreten, aber ich habe im Kulturbund am Rande der KPD doch Unternehmungen unterstützt, die KP-nah waren. Ich wusste das. Ich wusste zum Beispiel, dass das Geld aus dem Osten kam, was ja immer bestritten wurde, und mit welchen seltsamen Methoden das Spendensystem organisiert wurde, denn ich habe die Spenden verteilt, in ganz Westdeutschland. Ich bin damals furchtbar viel gereist, habe dem einen 150 Mark, einem anderen vielleicht 350 Mark gegeben. Das waren alles ausgesuchte Leute, die das Geld dann wieder auf ein bestimmtes Konto als Spende einzahlen mussten. Das war schon beinahe so etwas wie eine Agententätigkeit, die aber damals, so um 1953/54, dafür gesorgt hat, dass ich in ganz Westdeutschland herumgekommen bin.

**Bernd Busch:** 1955 haben Sie »Ein Dichterleben« geschrieben. War das auch ein Blick auf Ihre eigene Lage?

**Adolf Endler:** Karl Mickel hat einmal geschrieben, dass dieses Gedicht ein West-Dichterleben behandle. Aber eigentlich beinhaltet das Gedicht meine Angst, was denn nun aus mir wird. Da kommt doch die Stelle, wo der Dichter von den Obdachlosenquartieren in die Wälder zieht. Es gab solche Dichterschicksale, die damit endeten, dass die Leute sich umgebracht haben. Damals sind sehr viele junge Leute herumgewandert und haben mal hier, mal dort versucht, ihre Texte

abzugeben. Darauf bezieht sich das Gedicht. Ich hatte Angst, auch mir könnte es so ergehen. Ich bin dann aber, wie es der Zufall so will, einen anderen Weg gegangen.

Ich habe, dank eines gewissen Gustav Schenk, des Vaters von Johannes Schenk, um 1952 wieder mit der Veröffentlichung eigener Texte angefangen. Das war in einer Bremer Jugendzeitschrift, die wohl links war, denn Schenk war ein linker Mann, ein Kommunist. Seine Bücher hatten damit aber nichts zu tun, die handelten von Blumen und seltsamen Pflanzen. Sein *Buch der Gifte* ist später ein großer Erfolg bei der amerikanischen Jugend geworden. Schenk hat, nachdem ich lange nicht schreiben konnte – ich hatte eine richtige Blockade –, zum ersten Mal wieder eine Geschichte von mir in dieser Zeitschrift gedruckt.

Daraufhin wurde ich ein ständiger Mitarbeiter der sogenannten Friedenspresse. Da gab es eine Frauenzeitschrift, eine Kulturzeitschrift, *Heute und Morgen*, wahrscheinlich auch eine Jugendzeitschrift, und eine satirische Zeitschrift, die *Der deutsche Michel* hieß. Darin hat auch Irmgard Keun ihre letzten Stories veröffentlicht. Irmgard Keun war damals wichtig für mich. Zuletzt bin ich gar nicht mehr herumgefahren, um Geld zu verteilen, sondern habe nur noch bei ihr gesessen und ihren Geschichten zugehört. Sie hatte aufgehört zu schreiben, aber konnte viel erzählen. Das hat mich so fasziniert, dass ich meinen »revolutionären Pflichten« kaum noch nachgekommen bin.

Es war eine sehr schwierige Zeit und eine sehr schöne Zeit für mich. Später habe ich das Gefühl gehabt, dass ich in den folgenden

### Ein Dichterleben

Er zieht aus hellen Wohnungen in dunklere um  
 Er zieht aus den brüchigen in zerbrochne  
 Vom Obdachlosenquartier auf die Nadeln im Wald  
 Bei den Umzügen schreibt er seine Gedichte  
 Leider zu pessimistische leider zu lange  
 Die ich aus unsrer lebensbejahenden Redaktion

DIE MODISCHE DAMENFRISUR

Postlagernd nach Koblenz Mainz Darmstadt zurückschick

## Die Mythen wechseln

Die Verknüpfung des Namens Krupp mit nationalen Sentimenten war eine Laie. Doch Generationen künstlicher oder verdornter deutscher Politiker, Publizisten und Literaten hatten daran gewirkt. Da wurden Dutzende patriotisch-ideologischer Kruppenschriften publiziert, in denen Mittelpunkt regelmäßig ein willensstarkes, hartnäckiges und edles Patriarch der Gründerjahre agierte. Da wurde das Schicksal von der „Wallenstein-Rede“ ausgeht, das mittelalterliche Vorstellungen herbeizitiert, um den modernen Produktionsvorgang für das Bewußtsein des Volkes ins Handwerksliche zu verharzen. Da kündeten patriotische Schmelzerberichte von Siegen, die mit Kruppplänen „des Vaterland“ verbunden werden waren. Wenn der Spieler die deutsche Liebe und den „Wallenstein“ Krupp assoziiert zusammenbrachte, so war der Erfolg der schwelenden Mythosbildung perfekt. Sie hatten es fröhlich leicht, weil ihnen nicht nur der größte Teil der Presse, sondern sogar die Schulbücher offenkundig.

Mit der Kapitulation der deutschen Kriegsmacht zerbrachen auch die Mythen von der nationalen Bedeutung des Hauses Krupp. Man hatte gehofft, die immer. Man aber schienen wir nun zweiten Mal, daß nach überstandener Katastrophe der alte Schicksal, auf die veränderte Situation zugeschnitten, wieder aufsteckte. „Krupp als Friedenswerk“ ist der nächste Übersetzer, den der Direktor der Firma, F. W. Hardach, vorgezeichnet in einer Literarischen Zeitschrift, in der „Neuen Literarischen Welt“ (Nummer 11 eines Jahrgangs), unter Patronat der Schriftleitung veröffentlicht. „Krupp als Friedenswerk“, damit dürfte das Schlüsselwort für alle gegeben sein, die es nochmal versuchen wollen. Im Namen der Wahrheit, wohlgeachtet, wird Hardachs Offensivprogramm, die Feindschaft beenden zu, wenn sie sich und ihre Leser fragt, „ob es nicht endlich an der Zeit sei, ein Verzeihen herbeizuführen, das sich an den Namen einer Familie heftet“. Wie man sieht, hat es sich für das Haus Krupp ganz schön verändert, daß die Darmstädter „Akademie für Sprache und Dichtung“ auf Villa Hügel das letzte Tagung abhalten durfte. Schon stellen sich die dunkelsten Passagen ein. Schon liefert die „Neue Literarische Welt“, die der Akademie auch wie vor eng verbunden ist, eine Besondere Nummer, die in Wirklichkeit eine Krupp-Besondere Nummer ist. Ein Darmstädter Literarischer Wurm wieder ein hohes Kruppensches kulturhistorisches Ansehen („Von Ludwig bis Krupp“, „Kunst und Kampfsport auf Villa Hügel“ usw.) um Hardachs „Friedenswerk“.

Nach einer wird man herabgelassen auf die Schüler Hügel, denn eine gewisse Gemeinsamkeit zwischen die letzten Erklärungen der jüngsten Vergangenheit sollen wieder hergestellt. Damit rechnet wohl auch Herr Direktor Hardach. Somit hätte er die Aufgabe, die er für das „Friedenswerk“ ansetzt, nicht so leicht erfüllen lassen. Die Methode ist die gleiche wie früher. Wieder soll dem Leser die Fähigkeit zur Differenzierung von Inhalt und Heringsphäre nach entgegen werden. Hardach verfährt nicht einmal das Maß, selbst nicht einmal ein neues Vokabularium. Rosenberg und Ley können ihm die Richter zu Hilfe gestanden haben. „Kruppscher Geist, der in der Tradition verankert ist das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Werkfamilie...“ Oder: „Der Kruppische Geist, der der Arbeit einen eigenen und besonderen Inhalt gibt...“ Aber die Redaktion der „Neuen Literarischen Welt“ nennt das einen klaren und natürlichen Ansatz“. Sie will damit ein „klaren und natürlichen“ Urteil über sich selbst.

Wenn man fragt, wie folgern und geschickt die Anzeichen, welche sich um Hardachs Anforderungen ranken, kann man überlassen „klaren und natürlichen“ Ton aufgreifen, so bezieht man die ganze Gefühllichkeit dieses pseudo-literarischen Betriebs. „Namentlich, ein wenig signifikant“, heißt es da, „geben jetzt die Kruppale im Sonntagstags durch die prominenten Räume ihres Chais, von dem eine ein Drittel aller Einwohner Essen leben.“ Eine muß diese Gefühlsanalyse analysieren, um zu erkennen, wie klar geschaltet wird. Da schreit sich — wie üblich — der schillernde („ein wenig signifikant“ „ausgesprochen“) und charakteristische (er hat „Sonntagstags“ angelegt) Arbeiter des Heiligtums des „Chais“, der ihn (insoweit die dreite Haltung) weilt und glücklich hat. Im ersten

Teil des Satzes wird eine Gefühlsanalyse angeführt, die jeden wirklichen Menschen befehlen muß; das Anzeichen spricht eine verirrte Hilfswelt an, denn niemand kann zweifeln, daß Krupp von seinen Arbeitern menschliche besser gelebt hat, als die von ihm. Dieser Satz ist ein Musterbeispiel dafür, wacheren die Mittel sind, denn die „Neue Literarische Welt“ sich klar bedient.

Bekannt Hauptfrage, einer der Akademiker, die über die Partei der Villa Hügel wandeln, eine „unter die Füssen zu Mücken“, stellt sich in seiner Fremdsprache die Frage: „Was können die Dichter selbst?“ Die Antwort ist leicht zu finden: der Firma Krupp einen Mittelstücken neuen Mythos!

Trudis Rosenberg

Altkonferenz  
- 7/1  
Ankündigung  
Altkonferenz-  
Liste  
Mit bei/in  
der Krupp-  
Firma  
wiederholt  
die  
geschilder  
den Krupp  
52 (?)

Kruppscher  
Herk +  
Puffen  
primär 8/53



Jahren meine frühen Schreibversuche veratet habe, die sich der surrealistischen Schreibweise angenähert hatten. Alle diese Manuskripte des 18-Jährigen sind verloren gegangen. Heute finde ich das schade, wahrscheinlich ist es interessanter gewesen als das, was ich dann in der DDR zunächst geschrieben habe.

**Bernd Busch:** Haben Sie in diesen Jahren auch andere literarische Institutionen beobachtet? Kannten Sie beispielsweise die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, die ja 1949 gegründet worden ist?

**Adolf Endler:** Es gab ja nicht nur diese Akademie, sondern auch die Döblin'sche, die Mainzer Akademie. Die lag mir natürlich näher, weil bei ihr eine Beziehung zur äußeren Emigration existierte, während die Akademie für Sprache und Dichtung wie eine Versammlung von Autoren wirkte, die der Inneren Emigration angehört hatten. Ich hatte große Vorbehalte, weil ich durch die frühen Nachkriegszeitzeitschriften geprägt worden war, durch die *Literarische Revue*, *Die Fähre* oder *Das goldene Tor* von Döblin. Es gab ja unglaublich viele Zeitschriften bis 1948, bis zur Währungsreform, danach sind viele literarische Zeitschriften, die sozusagen mein literarisches Weltbild geprägt haben, eingegangen. Stattdessen machten sich eher der *Rheinische Merkur* oder auch Autoren in diesen neuen Zeitschriften bemerkbar, die in Deutschland geblieben waren. Eine Rolle spielte für mich auch der große Streit um Thomas Mann, der dann zum Ehrenmitglied der Akademie für Sprache und Dichtung gewählt wurde, weswegen Manfred Hausmann, der für mich ein bisschen der Inbegriff der inneren Emigration war, ausgetreten ist. Ich erinnere mich auch an eine Veranstaltung in Essen, das muss 1953 gewesen sein, und zwar in der Villa Hügel. In der Zeitschrift *Neue literarische Welt*,<sup>1</sup> die mit der Akademie verbunden war, erschienen dann plötzlich lobende Artikel zu Krupp. Daraufhin habe ich eine bittere Glosse geschrieben und meinen Hohn über diese Akademie ausgeschüttet, die sozusagen dem Renommee der Firma Krupp zugearbeitet hat. Aber mein Verhältnis zu dieser Akademie war bereits vorher

eher gespannt. Ich erinnere mich noch an den Aufruf, der nach der ersten Akademie-Zusammenkunft in der *Deutschen Rundschau* von Rudolf Pechel erschienen war. Dort war vom drohenden Niedergang die Rede – das war im August 1950, also fünf Jahre nach dem Ende der Nazidiktatur. Sie müssen doch zugeben, dass es befremdlich war, wenn fünf Jahre nachdem der Nationalsozialismus zusammengebrochen war nun der drohende Untergang beschworen wurde.

Für mich waren das ziemlich rechte Leute, die sich da versammelt hatten. Und ich vermisste unter den Gründungsmitgliedern wenigstens einige der Autoren des Exils, die zu meiner literarischen Welt gehörten. Die meisten Namen der ersten Generation der Akademiemitglieder wird man heute sowieso nicht mehr kennen. Jedenfalls, nachdem ich in den Zeitschriften eine ganz andere Welt kennengelernt hatte, war mir dieser Kreis hoch dubios.

Die Gruppe 47 hatte 1952 für einige Monate versucht, eine Zeitschrift herauszugeben. Sie hieß *Die Literatur* und erschien in Stuttgart, es war sozusagen eine Gegenründung zur Zeitschrift der Akademie. Denen habe ich mal eine kleine Glosse über die Akademie geschickt, weil sie zunächst ebenfalls eine kritische Einstellung gegenüber der Akademie hatten. Ich erhielt dann einen Brief von Hans Werner Richter oder von Hans Georg Brenner, dem damaligen Redakteur, in dem stand, dass sie die Glosse doch nicht bringen wollten. Sie hätten sich mit Oskar Jancke<sup>2</sup> verständigt, dass sie sich nicht gegenseitig bekämpfen wollten. Aber die Gruppe 47 war schon etwas anderes als die Akademie, die wollten etwas anderes als diese biedermeierliche Romanliteratur.

**Bernd Busch:** Aber heute sind Sie ja Mitglied genau dieser Akademie.

**Adolf Endler:** Ich hatte damals ein eher kritisches Verhältnis zur Akademie, aus den Gründen, die ich Ihnen genannt habe. Nachher, vor allem seit den 70er Jahren, habe ich natürlich gesehen, wer inzwischen alles hinzugekommen war: von meiner Freundin Sarah Kirsch bis zu Hans Wollschläger und ähnlichen



Leuten, die ich gut kannte, weil ich ein Arno-Schmidt-Fan war – übrigens galt dies für einige DDR-Autoren, wie Rainer Kirsch oder Karl Mickel. Die Geste Arno Schmidts hat uns verführt, eine ähnliche Haltung gegenüber den staatlichen Instanzen rechts und links von uns einzunehmen. Wir brauchten dieses Gefühl gegenüber der Macht der Kultursekretäre in der DDR. Wir haben Arno Schmidt auch mal ein Glückwunschtelegramm zu seinem Geburtstag geschickt. Arno Schmidt war sicherlich in überhaupt keiner Akademie.

Jedenfalls waren später eine ganze Reihe von Autoren in der Akademie, die ich sehr geschätzt habe. Ich kannte Hans Wollschläger über Arno Schmidt, und ich könnte viele andere nennen, auch Klaus Reichert, der mir als Joyce-Spezialist vertraut war. Joyce gehört zu meinen allerfrühesten Erlebnissen, in der Zeitschrift *Literarische Revue*, früher *Die Fähre*, war zum ersten Mal in Deutschland ein Joyce-Text abgedruckt, und zwar »Anna Livia Plurabelle«, in der alten Goyert'schen Übersetzung, aber die war schon faszinierend genug. Auch der Aufsatz von Hans Hennecke, der später dann auch in der Akademie eine gewisse Rolle gespielt hat, war schon bemerkenswert. Also: Ich weiß, es ist inzwischen eine andere Akademie als die, die ich damals mit meinen bissigen Glossen verfolgt habe.

**Bernd Busch:** Und die Mainzer Akademie, die, wie Sie sagen, Ihnen damals näher stand, hatte doch auch ihre Probleme. Döblin war keineswegs glücklich mit dem Einfluss der alten Nazis in den anderen Klassen und kämpfte gegen die Schwierigkeiten an, die man ihm bereitete. Das war doch auch eine Geschichte des Scheiterns für ihn, oder?

**Adolf Endler:** Döblin ist in Deutschland nicht angenommen worden. Ich habe gerade noch einmal *Berlin Alexanderplatz* gelesen, ein unglaubliches Buch, auch heute, kein Roman, eine unheimliche Collage. Ich war noch nie so fasziniert wie bei der dritten Lektüre von *Berlin Alexanderplatz*. Damals habe ich dieses Buch kennengelernt, wie auch einige andere – nicht so starke – von Döblin, und seine Zeitschrift, die seltsamerweise eher der inneren Emigration geöffnet war. Döblin hat zwar

viele Emigranten vorgestellt, aber er wollte offenkundig auch Autoren einbinden, die in Deutschland geblieben waren und von denen manche sogar ein bisschen anrühlich waren. Aber es ist einfach so, dass er in Deutschland nicht akzeptiert wurde. Seine Bücher wurden nicht verkauft, verkauft wurde Ernest Hemingway. Damit endete auch mein kurzer Briefwechsel mit Döblin, der einen Text von mir im *Goldenen Tor* veröffentlichen wollte. Ich habe ihm damals geschrieben, dass ich Hemingway sehr schätze, wie wir alle Hemingway natürlich unglaublich gemocht haben. Daraufhin hat er nicht mehr geantwortet, und heute weiß ich auch warum.

**Bernd Busch:** Sie haben damals auch eine Anthologie westdeutscher Literatur für einen DDR-Verlag vorbereitet, wie kam es dazu?

**Adolf Endler:** 1955, es war in der DDR schon eine gewisse Lockerung zu spüren, wurde ich von einem Ostberliner Verlag beauftragt, eine Anthologie westdeutscher Literatur herauszugeben – zusammen mit einem anderen Dichter, mit Gerd Semmer, der längst tot ist. Das war im Verlag der Nation. Mich hätte schon der Name stutzig machen sollen, denn es war der Verlag einer Blockpartei, die auch Nazis aufnahm. Aber das hatte mit der Publikationstätigkeit dieses Verlages relativ wenig zu tun, der beispielsweise durch meine Vermittlung auch Irmgard Keun in der DDR gedruckt hat. Ich bin damals immer hin und hergefahren zwischen Köln und Berlin. In Berlin wohnte ich zur Untermiete und stieg dann allmorgendlich die Stufen der S-Bahn hoch, die mich zum Alexanderplatz und zum Verlag der Nation brachte.

**Bernd Busch:** Was sollte denn in der Anthologie erscheinen? Wissen Sie noch, was Sie damals ausgesucht haben? Sie schreiben ja davon, wie Sie in Ihrem Zimmerchen in der Achtermannstraße saßen und »die halbe westdeutsche Literatur« der Zeit sortiert haben.

**Adolf Endler:** Wir wollten eine Anthologie westdeutscher Prosa und Poesie zusammenstellen und haben das sehr weit gefasst. Arno Schmidt hat zwei Texte geschickt, aber auch Heinz Piontek, der politisch ganz woanders stand, hat uns ein oder zwei Prosastücke

gegeben. Es gab auch mehrere Surrealisten aus Westberlin: Lothar Klünner und Johannes Hübner und seine surrealistische Abteilung. Aber auch ein paar »Arbeiterdichter« waren dabei. Die im Verlag haben dann natürlich den Kopf geschüttelt und gesagt: So weit wollten wir ja doch nicht gehen. Also ist aus dieser Anthologie nichts geworden, trotz der vorsichtigen Öffnung, obwohl das Formalismudiktat schon ein bisschen gemildert war.

**Bernd Busch:** Gibt es denn noch irgendwelche Aufzeichnungen von diesen Plänen?

**Adolf Endler:** Davon existiert nichts mehr. Ich hatte damals ja kaum Papier und musste vieles auf die Rückseite von schon Geschriebenem notieren. So stoße ich hin und wieder, wenn ich einen alten Zettel von mir finde, auch auf ein Fragment anderer Autoren, sogar von Arno Schmidt. Das lege ich dann natürlich beiseite. Also, es findet sich kaum noch etwas. Ich kann Ihnen nur versichern, dass es so war und dass die Anthologie nicht erschienen ist.

**Bernd Busch:** Sie haben einmal gesagt, dass es in diesem Sommer 1955 noch gar nicht klar gewesen sei, wo Sie bleiben werden, im Westen oder in der DDR?

**Adolf Endler:** Nach dem Scheitern dieser Anthologie wurde ich plötzlich ins Kulturministerium gerufen. Ich war völlig pleite und wollte eigentlich wieder nach Düsseldorf zurückfahren. Im Ministerium begegnete ich aber einem nicht unsympathischen Menschen, der ein bisschen stotterte, wahrscheinlich war das Alfred Kurella. Er hat mich gefragt: Wollen Sie nicht an unserem Institut für Literatur in Leipzig für zwei Jahre studieren? Dort studieren auch andere Westdeutsche. So bin ich für zwei Jahre nach Leipzig gegangen. Es gab ein Monatsgeld von 500 Mark, das war sehr viel damals, zumal das Leben in der DDR relativ billig war. Inzwischen waren in Westdeutschland ein oder zwei Verfahren wegen Landesverrats gegen mich eröffnet worden und deshalb bin ich schließlich auch nicht mehr zurückgekehrt. Heute ist das hoffentlich verjährt. Mein Einzug in die DDR sollte also gar nicht endgültig sein, aber aufgrund

der Umstände wurde er dann endgültig. In den Ostlexika steht immer: Endler kam als glühender Jungkommunist in die DDR. Ich war aber kein glühender Kommunist, auch wenn ich durch meinen Vater gegenüber der Entwicklung in Westdeutschland sehr misstrauisch geworden war. Es waren also eher antikapitalistische Vorstellungen, die meinen Weg bestimmten, im Grunde bis heute.

Ich habe dann zwei Jahre an diesem merkwürdigen Institut studiert, das damals ein Konglomerat von mehr oder weniger fragwürdigen Volkshochschulkursen war und kein richtiges Studium bot. Die Atmosphäre war geprägt von der Landser-Generation, die sozusagen aus dem Schützengraben ins Institut gekommen war. Ich habe das damals zunächst gar nicht kapiert, warum Leute wie Erich Loest alles so zynisch hingenommen haben. Schon um 1957 wurde am Institut eine Kampfgruppe gebildet, und wir mussten zum Schießen gehen. Die haben dann das Militär parodiert – ich aber konnte nicht schießen, weil ich immer in ein furchtbares Gelächter ausbrechen musste. Ich hatte in Westdeutschland ja für den Frieden gekämpft. Schließlich hat man mir diese Übungen erlassen.

**Bernd Busch:** Wenn ich meinen spärlichen Kenntnissen der DDR-Geschichte trauen darf, waren die Jahre zwischen 1955, Ihrer Ankunft in der DDR, und 1957 von dauernden Veränderungen geprägt. Ich vermute, dass nach 1953, nach dem Tod Stalins, eine gewisse Entspannung einsetzte, vor allem nach dem XX. Parteitag der KPdSU 1956, dass jedoch Ende 1956, in der Folge des Ungarn-Aufstands, alles bereits wieder eng wurde. 1957 war das kurze »Tauwetter« schon wieder zu Ende, und dazu passt auch die Kampfgruppe, die Sie eben beschrieben haben.

**Adolf Endler:** Ich lehne es ab, die DDR mit dem Nazi-Reich zu vergleichen. Aber in den frühen Jahren, als der Stalinismus dominiert hat – ich bin erst später, nach dem Tod von Stalin, gekommen –, wurde doch ziemlich arg mit den Gegnern des Systems umgesprungen. Die frühen Verhältnisse in der DDR waren in diesem Punkt sehr düster. Später wurden



Leute eingesperrt, weil sie einen Fluchtversuch unternommen hatten oder derlei Dinge oder weil man sie für Agenten hielt. Als ich ankam, verschwand das allmählich. Aber es war in den Parteiversammlungen oder am Institut für Literatur noch spürbar.

In Westdeutschland, in diesem Kreis, in dem ich als Geldkurier gearbeitet hatte, war das ganz deutlich gewesen. Es war ein fast terroristischer Druck, der auf mich ausgeübt wurde, weil ich Gelder verteilte, die alle wieder reinkommen mussten. Einmal fehlten 100 Mark. Irgendeiner hatte sich wohl gesagt, die stecke ich ein, die spende ich nicht. Obwohl ich gar nichts damit zu tun hatte, wurde ich dafür verantwortlich gemacht – ein Grund, mich unter noch größeren Druck zu setzen. Manchmal habe ich gesagt, ich bin vor den Kommunisten in die DDR geflüchtet.

Auch im Leipziger Institut tauchte das am Rande noch auf, diese Haltung, diese Stimmung. Aber die Landser waren davon nicht zu beeinflussen, die tranken und spielten Karten. Es gab im Institut damals fünf Räume, in denen verschiedene Kurse stattfanden, Russisch, Weltliteratur, deutsche klassische Literatur oder Ästhetik. Von der Gruppe, die zusammensaß, wurden dann drei ins Russische delegiert, vier mussten in die Ästhetik, während die anderen sitzen blieben, weiter tranken und spielten. Das war absolut undiszipliniert, was in diesen Jahren am Institut ablief; na ja, die Landser-Generation! Dagegen verhielten sich diejenigen, die, wie Fred Wander, aus dem Konzentrationslager gekommen waren, vollkommen anders, sehr diszipliniert. Ralf Giordano stellte sich einfach als steiferer FDJler auf, der war schon sehr überzeugend. Ich mag ihn ja gerne und will das nicht als Denunziation gewertet wissen.

Solche Erlebnisse hörten dann auf; in der gesamten Gesellschaft setzte sich mit der Zeit eine Art Gleichgültigkeit durch, ein steifer Bürokratismus, der einen bei jeder Kleinigkeit störte. Das begann in den 60er Jahren und hat mich dann allmählich auf die Palme gebracht. Um 1962/63 wird auch ein Bruch in meinen literarischen Versuchen spürbar.

So bestand der Rest meiner Existenz in der DDR aus einem andauernden Kleinkrieg um ein, zwei Zeilen, um zwei oder drei Gedichte in einem Gedichtband, um eine Übersetzung und warum die gut oder schlecht war – ein Kleinkrieg mit denen, die jetzt als Funktionäre tätig wurden. Eine neue Generation, die den Stalinismus nur am Rande erlebt hatte und nun ohne Bedenken Karriere machte, eine bürokratische Karriere.

**Bernd Busch:** Wie ging es denn für Sie nach dem Literaturinstitut weiter? Es gibt dieses Gedicht von 1959 vom Gräbenziehen in der Wische, die Gedichte über die Wittenberger »Zellwolle« wie »Nachts im Schwefel« – waren Sie auf dem Bitterfelder Weg unterwegs? Wie waren für Sie überhaupt damals die Publikationsmöglichkeiten?

**Adolf Endler:** 1960 sind zwei vergessenswerte Büchelchen von mir erschienen, das eine heißt *Weg in die Wische*, das andere *Erwacht ohne Furcht*. Das eine waren Gedichte, das andere war vor allem propagandistische Prosa. In den Stasiakten steht allerdings nicht »Weg in die Wische«, sondern »Weg in die Büsche«, was der Realität vielleicht näher kommt. Die beiden Bücher repräsentieren sozusagen meine propagandistische Phase. Beide sind erschienen beim Mitteldeutschen Verlag in Halle. Mit diesem Verlag hatte ich andauernd Krach, daher erschien dort mein zweiter Gedichtband *Die Kinder der Nibelungen*, der schon ein bisschen nennenswerter ist, erst recht spät, 1964, und erst zehn Jahre später kam dann mein nächster Gedichtband, zu dem ich auch heute noch stehen kann – im Mitteldeutschen Verlag und bei Wagenbach.

Jedenfalls war der Mitteldeutsche Verlag der Verlag der jungen Autoren; dort begann zunächst fast jeder seinen Weg, auch Erich Loest oder Christa Wolf. Von dort kam man dann, das war schon eine erste Auszeichnung, zu anderen Verlagen wie Aufbau oder Reclam.

**Bernd Busch:** Sie sprechen davon, dass sich um 1962 Ihr Schreiben verändert hat, und Sie haben auch gesagt, dass seit Anfang der 60er Jahre etwas Neues in der Dichtung der

DDR sichtbar geworden sei. Wo kam dieser Aufbruch her? Hatte das noch etwas mit dem Kreis um das Leipziger Institut zu tun?

**Adolf Endler:** Nein, das würde ich nicht sagen. Das ging eher von einigen Personen oder Gruppen aus, die regelmäßig miteinander verkehrten und sich in Auseinandersetzungen aufeinander beriefen. Da konnte man sich zehn Jahre lang ungefähr auf zwölf, dreizehn Leute verlassen. Wenn ich in Berlin »uh« sagte, dann sagte jemand in Dresden »äh«. Für mich war das ein ungeheures Erlebnis, dass andere plötzlich genauso funktionierten wie ich. Daraus entstand dann die sächsische Dichterschule.

Wir haben uns alle in der FDJ-Zeitschrift *Junge Kunst* kennengelernt, in den 50er Jahren. Da erschienen Gedichte von mir, auch Agitationsgedichte, auch von Karl Mickel gab es wüste Agitationsgedichte wie: »Wer Strauß wählt oder Adenauer, der gehe für sich selbst in Trauer«. Alle waren politisch eigentlich für die DDR, aber ihnen erschien das, was von Becher als Lyrik empfohlen wurde, nicht der Bedeutung der DDR zu entsprechen. So wurden in kleinen Kreisen neue Lyrikstandards entwickelt, und in der sächsischen Dichterschule ist das zum Ausdruck gekommen.

Ich war eigentlich der Propagandist dieser Gruppe. Ich habe alles rezensiert, habe Karl Mickel gelobt, habe Heinz Czechowski besprochen, mit dem ich heute nichts mehr zu tun haben möchte, aus verschiedenen Gründen. Inzwischen sind wir alle untereinander verfeindet, nicht alle, aber schon einige. Ich habe damals den größten Essay über Sarah Kirsch geschrieben, der jemals in einer Zeitschrift erschienen ist, nämlich in *Sinn und Form*, er geht über 40 oder 50 Seiten. Er wendete sich gegen die Kritik, die damals an Sarah Kirsch geübt wurde, in *Sinn und Form* war das möglich. Es gibt ein Buch von (Gerrit-Jan) Berendse über die sächsische Dichterschule, das eine Art Diagramm enthält, mit all den Namen und wer wen erwähnt hat. Im Mittelpunkt dieses Bezugsnetzes stehe ich, weil ich alle rezensiert habe. Anfangs habe ich ständig Propaganda gemacht, aber jede Woche zwei Rezensionen zu schreiben oder auch jeden

Monat zwei lange Beiträge für die NDL ist auch eine ziemlich ermüdende Angelegenheit.

**Bernd Busch:** Sie sprechen von einer grundsätzlich positiven Haltung zur DDR, die Sie damals alle geteilt haben. Sie sagen aber auch, dass sich bei Ihnen seit den 60er und in den 70er Jahren viel verändert hat. Und ich lese offenen Widerspruch in einem Gedicht wie »Pro domo/Nach Schließung der Zeitschrift Junge Kunst«: »Der Verse in langen Reihn / Als Mörtel zur MAUER trägt / Ach ach wie preist er den Stein / Mit dem man ihn dann erschlägt«.

**Adolf Endler:** Bei einigen von uns änderte sich die positive Einstellung zur DDR bald und es setzte sich die Einsicht durch, dass aus der DDR nichts werden wird. Bei anderen aber, bei Mickel zum Beispiel, den ich ja für den bedeutendsten Dichter der DDR halte, wie überhaupt bei allen, die aus eher kleinbürgerlichen Verhältnissen kamen, herrschte ein Bestreben vor, in die höheren Kreise zu kommen – das waren nun, peinlicherweise, in der DDR die politischen Kreise. Mickel ist zum Beispiel für ein paar Monate Mitleiter des Brecht-Ensembles gewesen. Er ist dann immer vorsichtiger geworden.

Seit den 50er Jahren hat Mickel an einem Riesenroman gearbeitet, *Lachmunds Freunde*, der ungefähr 2.000 Seiten stark werden sollte. Schon kurz nachdem ich in die DDR gekommen war, war er damit beschäftigt und hat mir die ersten Seiten gezeigt. Der Roman sollte das Schicksal dreier Freunde, dreier sich entwickelnder Freunde in der aufsteigenden DDR begleiten. Der Roman ist natürlich ein Fragment geblieben, weil Mickel immer misstrauischer wurde, was die Entwicklung seiner Freunde und die der DDR betraf.

Auch ich hatte vorher in den 50er Jahren ziemlich viele dämliche politische Gedichte geschrieben. Ich wollte mich in diese andere Gesellschaft einfügen. Ich will diese Zeit heute für mich auch gar nicht als negativ bezeichnen, weil sich daraus als Gegenschlag der schwarze Humor entwickelt hat. Man könnte mir vorwerfen, und es ist mir von Stasi-Leuten – oder solchen, die sich später als Stasi-Leute entpuppt haben – auch

vorgeworfen worden: Du hast doch selber mitgemacht, halt du doch den Mund.

Ich habe in der Regel auf solche Bosheiten nicht reagiert. Allerdings teilte ich mit Heiner Müller die Meinung, dass ein Material wie die DDR nirgendwo sonst auf der Welt zu finden war.

Später ging es mir und vielen anderen so, dass wir geschrieben haben, aber von vielen Texten genau wussten, dass die in der DDR nicht mehr gedruckt werden können. Dieses Gefühl für eine ganz geheime und nicht exakt fassbare Grenze, die man nicht überschreiten durfte, wenn man publiziert werden wollte, hatte fast jeder DDR-Autor, das wusste Christa Wolf, das wusste Karl Mickel, der diese Grenze auf geheimnisvolle Weise manchmal zu unterwandern versucht hat. Auch ich wusste das, und für eine Weile habe ich versucht, möglichst unauffällig zu publizieren.

**Bernd Busch:** Sie haben noch einmal eine Anthologie geplant und diesmal auch wirklichen können. Sie erschien 1966, also schon weit jenseits der Zeit, die uns hier beschäftigen soll. Ich möchte trotzdem kurz darauf kommen, denn dies war doch eine Art Summe der neuen Lyrik der 60er Jahre und der Lyrikdebatten *In diesem besseren Land*, so lautete der Titel.

**Adolf Endler:** Die Anthologie sollte eigentlich heißen: »Gespräch mit dem neuen Tisch«, nach einem Gedichttitel von Paul Wiens. Um ihn gab es dann mühsame, zähe Auseinandersetzungen, da gegen diesen Titel angeblich die Möbelindustrie protestiert hatte. Aber der Titel »In diesem besseren Land« war in Ordnung, wobei Mickel von diesem besseren Land immer mit einer gewissen Geste gesprochen hat. Diese Anthologie war entscheidend, weil sie eine völlig andere Lyrikrichtung anzeigte, als die offiziell erwünschte. Sie ist daher auch arg beföhdet worden, weniger öffentlich, vor allem von den Literaturwissenschaftlern, die sich an Bechers Linie orientierten. Einer sah uns zum Beispiel zu wenig einer sogenannten Erich Weinert Richtung verpflichtet. Ich habe ja nichts gegen Weinert, das sind zum Teil ganz schöne Kabaretttexte, aber auch furchtbare pseudoklassizistische Stalinsachen –

diese Tendenz gab es eben, die junge Lyrik sollte in diese Richtung marschieren. Dem widersprach unsere Anthologie, die manche dank ihres Titels heute noch für eine Propaganda-Anthologie halten.

**Bernd Busch:** Ich möchte Sie doch noch nach Johannes R. Becher fragen, der für Sie, wie Sie mal gesagt haben, das Urbild des »Flatterhaften« zwischen Liberalität und stalinistischem Dogmatismus darstellt. Becher war, wie Sie eben noch einmal gesagt haben, auch der ästhetische Widerpart, gegen den sich die neue Lyrik entwickelte. War das für Sie immer so?

**Adolf Endler:** Lange wollte ich eine riesige Polemik gegen Becher schreiben. Mehr noch als Becher habe ich aber die ständige Becherpropaganda gehasst. Jeder Literaturwissenschaftler hat sein Scherflein zum Becherruhm beigetragen. Und da habe ich alles, jedes Schnitzelchen, aus Kalendern oder Zeitungen in einen Koffer geschmissen. Diesen Koffer gibt es auch noch irgendwo, voll mit Zeitungsausschnitten, die nur mit Becher zu tun haben, eine unglaubliche Masse, auch Bücher von oder über Becher habe ich gesammelt. Ich habe so oft auf ihn geschimpft, dass es mir schon zu viel wird.

Dabei habe ich zunächst versucht, Becher zu verstehen. Ich bin der Einzige, glaube ich, der in Westdeutschland nach 1945 in einer Zeitschrift, eben in dieser *Heute und Morgen*, eine kleine Becherauswahl veröffentlicht hat. Da musste ich lange in den drei oder vier Bänden, die es da schon gab, herumsuchen, bis ich vier, fünf Seiten mit einigermaßen brauchbaren Becher-Gedichten gefunden hatte, und das letzte Gedicht habe ich auch noch um fünf Zeilen gekürzt. Ich habe nicht verstanden, wieso dieser Becher so eine Bedeutung haben sollte; eines Tages fiel es mir wie Schuppen von den Augen, die Bedeutung Bechers war eine von den Funktionären manipulierte Bedeutung. Natürlich ist Becher allgemein in Verruf gekommen, weil er so eine Art Staatsdichter war und der größte deutsche Dichter der ersten Jahrhunderthälfte, wie Ulbricht gesagt hat. Darüber haben sich die Leute dann natürlich lustig gemacht,

Muß  
nicht den  
Kath-  
schen  
Sitten?

„Wir  
alle“

unübertrefflich zu dienen: das ist wahre Wiedergutmachung. Seien wir uns jederzeit und vor allem in kommenden Zeiten dessen voll bewußt: dieser unter Zusammenschluß ist unsagbar schwer errungen, das deutsche Volk hat dafür, daß diese Einheit zustande kam, mit ungeheuerlichen Leiden, mit Millionen Toter bezahlt - und somit ist jeder, der diesen so unsagbar schwer errungenen Zusammenschluß zu stößen, zu zersetzen oder aufzusprengen versucht, nicht irgendein gemeiner Stränkerer und Quertreiber, sondern im folgenschwersten Sinne des Wortes: ein Agent der Vernichtung Deutschlands, ein Todfeind der ureigensten Lebensinteressen unseres Volkes, das angesichts des unvorstellbaren Verlustes an deutschem Gut und Blut, den es erlitten hat, einzig und allein in dem Zusammenschluß aller seiner ihm noch verbliebenen Volkskräfte Auferstehen und Wiederaufstieg erwarten kann. Die deutsche Geschichte in ihrem Verlauf hat noch niemals - der Größe der Aufgabe gemäß - eine solche Größe vom deutschen Menschen verlangt wie heute, wo es um das Heiligste und Größte unseres Volkes geht, um nationales geschichtliches Sein oder geschichtsloses Nichtsein. . . Wir müssen uns alle zu dieser Größe heran-erziehen, zu ihr heranwachsen und zu ihr auf- und emporwachsen -

-Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken!- - damit wir einmal mit gutem Gewissen sagen können, wenn wir auf unser Werk zurückblicken: -Es war gut so-, und von uns das, was von uns gefordert ist, mit Stolz bekennen dürfen, und damit die Geschichte diesen unseren Ehrentitel bestätigt: -Wir, die wir Deutschlands beste Deutsche waren.-

Wir alle, wer wir auch sein mögen, müssen uns zu der Größe dieser Aufgabe heran-erziehen, das ganze deutsche Volk muß sich heran-erziehen, um der Größe dieser Aufgabe gewachsen zu sein. Dieser Wandlungsprozeß bedeutet: Erziehung zur Freiheit. Dieses Erziehungs-werk ist ein nationales Befreiungs- und Aufbauwerk größten Stils auf ideologisch-moralischem Gebiet. Das ist der Sinn dieser geschichtlichen Aufgabe, nur von diesem, der Wahrheit entsprechenden, geschichtlichen Standpunkt aus kann diese Erziehungsarbeit betrachtet und erfolgreich geleistet werden. Es handelt sich darum, der Nation

Gedächtnis nachkünden!

Widerwärtig: Nichts nutzlos  
in dem Bereich

Trotzdem eine Prüfung  
S. 12:

alle diejenigen geistig-moralischen Kräfte zuzuführen, welche insonder-  
sind. Deutschland lebensfähig zu erhalten und das deutsche Volk für  
alle Zeiten davor zu bewahren, daß es sich als Werkzeug von Gewalt-  
ten mißbrauchen läßt, deren volkreinliche, verhängnisvolle Politik  
immer wieder nationale Katastrophen unübersehbarer Ausmaße her-  
aufbedrohrt. Eine Umkehr und Wandlung, die ein Volk in seinen  
Millionenmassen und in seinen besten Kräften ergreift, solch eine  
Verjüngung und Erneuerung wird zu einer unwiderstehlichen Realität.  
Solch ein neuer Geist wird Macht. Im Zeichen solch einer nationalen  
Wiedergeburt, seine wahren Werte erkennend und seinen wahren  
Wertesetzen gemäß handelnd, erhebt Deutschland, sich über sich  
selbst erhebend, in einer wahren freiheitlichen demokratischen Macht-  
vollkommenheit.

Nach dem bes. v. d. in d. (1941)

Es wird den in sprachlich  
Hinsicht durch Fortsetzung  
des Man-dit? - In der  
Taktik!

Wahr. Volk +  
Wahr

20. 3. 83  
(Taphin)

Die Folgen des Fremd-  
des Phänoms, was  
Kritik / Reaktion ...

Leidig  
ganz wichtig  
- hu was  
auf dem  
Namen  
im jenseitigen  
Kontext  
aus

aus

Johannes R. Becher: Erziehung zur Freiheit. Gedanken und Betrachtungen, Berlin/Leipzig: Volk und Wissen 1946. Mit Anmerkungen von Adolf Endler



zumal er ständig unsägliche Verse produziert hat, für die Partei, auf die Macht, auf Stalin. Für Becher muss irgendwann in Moskau die Naziliteratur wichtig geworden sein, weil sie angeblich so erfolgreich war. Heiner Müller hat mir mal ein Gedicht gegeben, ein ganz kleines Gedicht Bechers für Stalin: »Dir diesen Gruß aus Akelei, daß fest sich spannt das Friedensband zur Reichskanzlei«. Woher Müller das hatte, weiß ich nicht.

Bechers spätes Werk war im Grunde eine große Lüge, wie das fast aller anderen, die damals aus der Sowjetunion kamen und ihre Leute dort verloren hatten. Der Bruder Alfred Kurellas zum Beispiel ist an seiner Seite erschossen worden. Aber sie kamen alle als Lobhudler der Sowjetunion zurück. Man darf nicht vergessen, dass sie alle genau wussten, was mit ihren Kameraden geschehen war. Aber man durfte nicht danach fragen.

**Bernd Busch:** Gab es denn in der DDR in den 50er Jahren eine Auseinandersetzung mit dem Stalinismus? Vielleicht nicht öffentlich, aber im Institut oder unter Freunden?

**Adolf Endler:** Ich hatte wenigstens Ahnungen. Schon sehr früh hatte ich im *Monat* von den Lagern gelesen. Aber man kann so etwas lesen, ohne es richtig zu begreifen oder begreifen zu wollen – selbst dann, wenn es sehr überzeugend dargelegt ist.

Erst mit der Chruschtschow-Rede 1956 kamen die Lager richtig auf die Tagesordnung. Fast gleichzeitig fand auch der ungarische Aufstand statt, über den bei uns sehr viel mehr gesprochen wurde als über die Rede. Für kurze Zeit schien es möglich, über die verschiedensten Dinge zu diskutieren. Dann kam der Gegenschlag. Alfred Kurella wurde beispielsweise damals heftig attackiert, das weiß ich noch. Kurz darauf wurden sechs oder sieben Leute, die dabei eine gewisse Rolle in der Redaktion vom *Sonntag* gespielt hatten, verhaftet und für ein paar Jahre ins Gefängnis gesperrt. Das geschah, wie man weiß, unter den Augen von Anna Seghers und anderen, die nichts dazu gesagt haben.

Im Literaturinstitut wurde damals über die Lager nicht gesprochen. Einmal, 1957, sind wir mit Alfred Kurella von Leipzig aus

nach Buchenwald gefahren. Er hat uns alles gezeigt – aber dass es in der Sowjetunion Lager gegeben hat, den Gulag, davon war mit keinem Wort die Rede.

**Bernd Busch:** Sie sind 1955 in ein Land gegangen, das sich auch als »Literaturgesellschaft« propagiert hat. 1990 ist in einem öffentlichen Briefwechsel von Ihnen zu lesen: mit der DDR ist es aus, mit der DDR-Literatur ist es auch aus. Was bleibt für Sie, fast 20 Jahre später, von der DDR-Literatur?

**Adolf Endler:** Ich glaube, dass die DDR-Literatur mit einigen Ausnahmen wie Sarah Kirsch, die ja in den Westen gegangen ist, oder Heiner Müller, Volker Braun oder Karl Mickel hin ist. Ob Sie nun Peter Abraham nehmen oder Günter Görlich, diese großen Helden der DDR, oder sogar Hermann Kant, sie sind alle weg, auch wenn vielleicht noch hier und da mal ein Buch erscheint. Es gibt eine dreibändige Anthologie, in der stehen angeblich alle drin: auch ich, auch Karl Mickel mit einem langen Stück, das kein Mensch lesen kann – aber der ganze Prenzlauer Berg fehlt. Von all dem, was dort versammelt ist, wird kaum etwas bleiben, vielleicht hier und da ein paar Gedichte. Man kann schon etwas verallgemeinernd sagen, im Grunde ist die ganze DDR-Literatur im Eimer. Und sie ist auch deshalb im Eimer, weil sie nichts über die DDR sagt. Es ist doch unmöglich, dass fünf Jahre lang am Ende der DDR eine riesige Abwanderungsbewegung von Menschen stattfindet, aus der Nebenwohnung verschwinden die Leute, aus dem Nachbarhaus verschwinden die Leute – und dieser Umstand wird in der ganzen friedlichen DDR-Literatur nirgendwo spürbar. So eine Literatur ist für mich nicht akzeptabel. Man sollte als Literat von den Verhältnissen, in denen man lebt, schon mehr oder weniger erschüttert werden. Und das muss sich auch den Texten mitteilen.

<sup>1</sup> Die Zeitschrift der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung wurde im November 1950 unter dem Namen *Das literarische Deutschland* gegründet. Im Januar 1952 wurde sie in *Neue literarische Welt* umbenannt. Im Oktober 1953 wurde sie eingestellt.

<sup>2</sup> Oskar Jancke war Gründungsmitglied der Akademie und ihr erster Sekretär.